

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 1

Artikel: Der Spuk von Oberwiesen [Fortsetzung folgt]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661540>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVIII. Jahrgang

Zürich, 1. Oktober 1934

Heft 1

Nei, lueg ä, wie der Acher blüet!

Nei, lueg ä, wie der Acher blüet!
Und wänn es Windli drüber ziehd,
Das wälled herrli her und hi.
Wie wird's erst spat im Summer fi,
Sind alli Aehri volle!

Bi sälber z' Acher gfare na,
Ha gsäet und vil Arbet gha.
Wie häd sie gfüret, d' Sunne!
's isch mänge Tropfe grunne.

Do stürmt en Riter ruch derther,
Wie wänn er hie de Meister wär.
Du fräche Dunner, bsinn di rächt!
En Sak is Chorn, es gahd der schlächt,
I la nüd mit mer gspasse!

I hä-n= es eigis Hüslü bout,
Ha wacker Wind und Wätter trout.
Jez stahd's scho fix und fertig da.
Lueg, dörf i nüd mi Freud dra ha,
Was isch das für es Heime!

Hä mängmal ghulfe, mängmal gstupft,
Wie mänge Stei nüd sälber glupft!

Wie häd sie gfüret, d' Sunne!
's isch mänge Tropfe grunne.

Und eine zündt e Fackle-n= a.
Was Tüfels häd de z'zeusle dra?
En Ruck! I zeig em dütlü d' Just
Und dreu em: Chumm nu, wänn 's di glust!
Mer wänd es Wörtli rede!

Mer händ e schöni Heimet hüt.
Und chäch und schaffig sind die Lüt.
Die höche Berg im wiße Schnee!
Wer häd scho öppis Schöners gseh
Als eufers Schwizerländli?!

's häd frili brucht e langi Zit
Und mängi Schlacht und mängi Ritt.
Wie häd sie gfüret, d' Sunne!
's isch mänge Tropfe grunne.

Hüt rüttlet jede Gäuggel dra,
Fed z'chöggle-n= und fed z'nörgle-n= a.
Bis still! und gäll, vermur di nüd!
Wänn's gilt, mer gönd na hüt im Schritt
Dun alte-n= Eidgenosse!

Ernst Eschmann.

Der Spuk von Oberwiesen.

von Ernst Eschmann.

I.

An einem föhnheiteren Abend stapfte Chueri Kindlisbacher, ein kleines, untersetztes Männchen, dem Dörflein Oberwiesen zu. Er schien

schon eine weite Strecke hinter sich zu haben. Denn er humpelte mühselig davon, schnaufte in kurzen Zeitabständen geräuschvoll aus und guckte suchend um sich. Es dämmerte bereits, die

Schatten marschierten in lautlosem Zuge daher.

Wenn der Fremdling inne hielt, setzte er einen gefreuzelten Reisesack auf den Boden. Dieses hoch aufgeschwollene Felleisen gehörte noch der guten alten Zeit an. Es war einmal schön verziert gewesen und mußte mit seiner kunstvollen Zeichnung Staat gemacht haben. Aber seitdem waren viele Jahre, ja Jahrzehnte über es hingegangen. Jetzt hatten die Farben ihren Glanz verloren, und auch von dem Bilde war nichts Deutliches mehr zu erkennen. Wenn man den Chueri darnach gefragt hätte, würde er selber nicht gewußt haben, was er sagen sollte. Denn der Reisesack war ein ehrwürdiges Erbstück, das einzige, das ihm seine Eltern hinterlassen. Als er's zum ersten Mal zur Hand genommen, hatte er es mit seltsam wehmütigen Blicken betrachtet. Es schien ihn aufzufordern: Zieh mit mir in die Welt, in Sturm und Wetter hinaus! Wir wollen gute Freunde bleiben.

Seitdem war Rindlisbacher manchem Unwetter ausgesetzt gewesen. Er war durch Hagel gegangen und tagelang auf staubigen Landstraßen einhergezogen. Wirbelstürme des Herbstes und Schneegestöber des Winters hatten ihn zerzaust, der Wind hatte mit den langen Haaren gespielt, die unter dem unförmigen Hute hervorflatterten. So war er in die Jahre gekommen und wünschte nichts sehnlicher, als endlich einmal eine Stätte zu finden, wo er bleiben und vielleicht sogar ein bißchen daheim sein konnte.

Daheim! Er wußte das wohl zu schätzen, und doch saß ihm die Unrast in den Gliedern. Sein Herz wurde durch mancherlei Wünsche zerrissen, die alle nach andern Richtungen strebten. Wanderlust, Vagabundenblut, Selbsthaftigkeit und gemüthliches Behagen im Schatten eines Baumes oder auf der Bank eines warmen Kachelofens im Winter stritten tagtäglich wider einander. Die Augen des Alten, die sich hinter großen, schwarzen Brauen verbargen, irrlichterten nach allen Windrichtungen. Sie sprangen vom nächsten Baum zum nächsten Giebel, vom Giebel einem schönen Waldrand entlang auf eine lustige Anhöhe und von dieser geradeswegs in den Himmel hinein. Wahrhaftig, er war prächtig heute Abend. Die Sonne guckte hinter kugeligen, golden umränderten Wolken hervor. Ein mächtiges Licht war über die Landschaft gegossen, sie hatte etwas Festliches an sich und ließ ihre schönsten Wunder spielen.

Das Männlein blinzelte in den Abend. Ei der Tausend, wie war die Sicht heute klar! Schwarz

gezackt hoben sich die dunkeln Tannen vom Horizonte ab, und wenn man eine kleine Drehung machte, kam ein spitzer Kirchturm zum Vorschein. In der Nähe der Kirche standen ein paar einfache Bauernhäuser, meist Niegelbauten, die sich trefflich in die Gegend fügten und als treue Veteranen einander gute Kameradschaft zu halten schienen. Denn inmitten der Häuser plätscherte ein Brunnen, und um den laufenden Strahl waren ein paar Frauen versammelt. Sie hatten es mit ihren Kesseln und Tüchern nicht eben eilig.

Chueri hatte just eine Wegkreuzung erreicht. Ein Weiser deutete nach dem Dörfchen Oberwiesen. In der entgegengesetzten Richtung ging's nach Mettlen, Lambel und Ormis, drei, vier und fünf Kilometer. Nein, so weit mochte er heute nicht mehr. Oberwiesen war dem müden Alten gerade recht.

Das Dorf stand auf einer anmutigen Terrasse zwischen einem offenen Tal und einem hellen Alpenland, an dem sich lange Weiden hindehnten. Diese Hügelrücken verbanden Erde und Himmel auf anmutige Weise. Von Zeit zu Zeit bildeten sie eigenartige, malerische Rundhöcker, und die Bauern hatten jeweilen auf die Kuppe eine schöne Linde gesetzt. So winkten diese Bäume von verschiedenen Punkten hernieder und lockten das Männlein, zu ihnen hinaufzusteigen und zu schauen, was für bunte Seltsamkeiten die Welt hinter ihnen den neugierigen Fremden vorenthielt.

Und vollzog man noch einmal eine kleine Wendung, blieb das Auge an den hohen Bergen hängen, die mit ewigem Eis und Schnee die obersten Ketten versilberten. Das war ein großes, fesselndes Bild. Denn just heute in diesem klaren Abendschein nahm es sich doppelt mächtig aus. Die ungewöhnliche Föhnhelle hatte den ganzen Kranz der Hochalpen in fast greifbare Nähe gerückt, und der Unkundige konnte sich der angenehmen Täuschung hingeben, sozusagen spielend die glitzernden Firnen zu gewinnen und ohne lange Anstrengung die eine oder andere Spitze zu erklettern.

Wie gebannt stand der alte Chueri vor diesem strahlenden Wunder. Aber er verspürte keine Lust nach großen Bergabenteuern. Überhaupt hatte er's aufgegeben, neue Eroberungen machen zu wollen. Mit dem Leben, das ihm oft schon so hart mitgespielt, hatte er abgerechnet. Nun lag es ihm daran, ein paar Leute zu finden, die

ihm ein bescheidenes Auskommen sicherten und ihn im übrigen gewähren ließen.

Das war kein kleiner Wunsch. Denn er wußte, daß er bei den Menschen nicht sonderlich gelitten war. In Feszen hingen die Kleider ihm vom Leibe, und zwischen Werktag und Sonntag machte er nie einen Unterschied. Jeden Morgen schlüpfte er in dieselben ausgetretenen Schuhe, in dieselben, mit unzähligen Flecken gemusterten Hosen. Einen weißen Krage hatte er schon lange nicht mehr besessen, von einer Krawatte nicht zu reden. So zählte er zu jenem unstätigen Volke, dessen Heimat die Straße war, das ungewaschen und halbverwildert die Welt durchzieht und von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus auf ein gütiges Geschick hofft, wieder für ein paar Stunden seine Häbseligkeiten hinzuwurfen und einen warmen Löffel Suppe im Leibe zu haben.

Wie Rindlisbacher am Wegweiser stand, bot sich ihm unverhofft ein eigenartig schönes Schauspiel. Die untergehende Sonne war zwischen zwei Wolken geraten, die nur noch einen kleinen Durchpaß offen ließen. Hier schoß nun ein dichtes Strahlenbündel goldenen Lichtes durchs Tor und zielte mit blendendem Finger auf eine einsame Hütte. Sie stand in einem schimmernden Lichtkegel und mußte ringsumher die Blicke aller auf sich lenken, die irgendwie in dieser Gegend sich aufhielten.

Chueri wurde nicht klug aus diesem seltsamen Bau. Es war ein kleines Wohnhaus mit eingebauter Scheune, wie man hierlands viele solcher Gebäude findet. Aber das Haus hatte keine Fenster. Wenn Scheiben in die Kreuzstücke gesetzt wären, müßten sie jetzt leuchten und blenden mit aller Kraft.

Ein wunderliches Haus! Das Männlein schüttelte seinen struppigen Kopf, schob seinen dicken Stock in den zerrissenen Handgriff des Felleisens und schwang sich die schwere Last auf den Rücken. Er hatte lange genug hier gerastet. Er mußte weiter kommen, und da der Weg nach Oberwiesen ihn an diesem wunderlichen Hüttchen vorbeiführte, konnte er es ja dort etwas gründlicher in Augenschein nehmen. Bald hatte er es auch erreicht. Aber nun er vor ihm stand, war auf einmal aller Glanz verflogen und die Sonne hinter eine der schwarzen Wolken getreten. Unfreundlich und frostig sah die Scheuer im Schatten jetzt aus. Eine unheimliche Stille umgab sie.

Der müde Chueri setzte seinen Reisefack wie-

der zu Boden und machte einen Rundgang um alle vier Mauern. Nirgends war ein Eingang zu finden. Da, wo die Türe gewesen sein mußte, waren dicke Bretter querüber genagelt, eins, zwei übereinander, und sie hielten fest. Es schien keine Möglichkeit zu geben, in das Häuschen zu dringen und dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Hier mußte der Eingang in den Stall gewesen sein. Die kleinen Lufen und die Führung der uralten, verwitterten Balken deuteten darauf. Aber auch über diese waren Läden und Latten die kreuz und quer geschlagen.

Rindlisbacher hielt das Ohr an eine Spalte und hoffte irgend einen lebendigen Laut zu vernehmen. Aber nichts rührte sich. Born aus dem Giebel ragte ein unsicheres Gerüst. Man mochte es einst benützt haben, um Heu von der Wagenbrücke in die Höhe zu ziehen und im Gaden unterzubringen. Die Einrichtung war jedoch verrottet, verrottet wie die ganze Hütte, die einem traurigen Zerfall entgegen ging.

„Guten Abend!“

Der Fremdling erschrak, als er plötzlich angedredet wurde. Er wandte sich um und schaute einem Bauersmann ins Gesicht, der ihm einen freundlichen Eindruck machte.

„Guten Abend!“ wünschte auch Chueri.

„Was habt Ihr hier im Sinn?“

„Das Hüttlein hab' ich inspiziert. Was ist da los?“ Das Männlein schüttelte fragend den Kopf.

Der Bauer tat geheimnisvoll. Erst wollte er nicht recht herausrücken, dann räusperte er sich. Man merkte ihm an, er wäre dieser Frage lieber aus dem Wege gegangen. Aber der Alte ließ ihm keine Ruhe.

So gestand denn der Bauer: „Dieses Hüttlein ist der Schrecken von ganz Oberwiesen.“

Chueri stutzte: „Wieso?“

„Weil's nicht ganz geheuer ist drin.“

„Nicht ganz geheuer?“ Rindlisbacher suchte nun erst recht noch mehr aus dem Bauer herauszubringen.

„Es geht hier um!“

„Wer geht um?“

„Nachts um zwölf Uhr raffelt's von Ketten, sie werden durch die ganze Scheune geschleift. Es ist ein Heidenlärm.“

„Habt Ihr's selber schon gehört?“

„Ich nicht. Aber man sagt's. Niemand von ganz Oberwiesen und aus der Nachbarschaft getraut sich, um die Geisterstunde hier vorbeizugehen. Es heißt, es verschlage einem den Atem,

man könne keinen Schritt mehr machen und kein Glied mehr rühren. Wie festgebannt bleibe man auf dem Fleck und müsse warten, bis der Bann gelöst sei.“

Chueri Rindlisbacher schüttelte ungläubig den Kopf. „Sind das Sachen, nicht zu glauben! Gespenster, hä, hä!“ Der Fremdling lachte spöttisch und zwickte mit seinen schlauen Augen. „Mit so einem Gespenst wollt ich's doch gerne einmal aufnehmen!“

„Tut's! Wenn Ihr den Hals aufs Spiel setzen mögt. Es hindert Euch niemand daran!“

Da flog ihm ein Gedanke durch den Kopf, und noch einmal machte das Männlein einen Gang um die Scheune. Als er wieder bei dem Bauer stand, fragte er ihn: „Wem gehört eigentlich die Hütte?“

„Dem Zöbeli im Gubel!“

„Wo ist der Gubel?“

Der Bauer deutete mit der Rechten in der Richtung des Kirchleins von Oberwiesen. „Einen Büchsenchuß dahinter liegt das kleine Heimwiesen.“

„Jetzt ist der Zöbeli wohl daheim?“

„Was wollt Ihr?“

„Ich muß mit ihm reden. Wozu dient ihm die Scheuer noch?“

„Zu nichts. Schon jahrelang hat sie kein Mensch mehr betreten.“

„Es wär' eigentlich kein übles Hüttlein.“

„Das hat der Zöbeli auch einmal gedacht. Darum hat er's um billiges Geld gekauft. Er dachte sogar, es auffrischen und ausbessern zu lassen, um selber darin zu wohnen. Es haben auch schon Leute darin gehaust.“

„Und dann?“

„Dann hat er's aufgegeben. Wie er einmal nachts daran vorbeiging, hörte er darin etwas rumoren. Ein Lichtlein blißte auf, und handfehrum war's wieder stockdunkel, und eine seltsame Stimme klagte und heulte und erfüllte die ganze Nachbarschaft mit Entsetzen. Ein jäher Schreck fuhr ihm in alle Glieder, daß er Fersengeld gab. Keuchend und mit starren Augen langte er zu Hause an und konnte noch eine ganze halbe Stunde kein Wort herausbringen. Als er sich erholt hatte, mußte er seiner Frau Auskunft geben, was geschehen war. Aber er vermochte es nicht zu sagen, so verwirrt waren ihm noch die Gedanken. Und wieder begann er zu zittern. ‚Das Gespenst! Das Gespenst hat sich gerührt. Jetzt kann mir das Hüttlein gestohlen werden.‘“

„War es nicht Einbildung?“ fragte das Männlein und zwickte mit seinen Augen.

„Das hat die Frau Zöbeli auch gemeint. Sie ist eine handfeste Bäuerin und fürchtet sich vor dem Teufel nicht. ‚Gespenster! Dummes Zeug!‘ schalt sie. ‚Seit wann hat es Gespenster gegeben, und wenn auch, so haben sie weder Fleisch noch Knochen. Mit solchem Gelichter wollt' ich schon fertig werden.‘“

„Die Frau gefällt mir!“ lächelte der Fremde.

„In ihrem Übermut hat sie gar zu spotten angefangen. ‚Gleich heute, wir haben ja Neumond, geh' ich zu später Stunde einmal daran vorbei.‘ ‚Das geh' ich nicht zu,‘ wehrte sich der Mann. ‚Wenn dir das Gespenst etwas antut, wenn es dich verhext, hast du eine böse Zeit. Du mein Gott, nein, Frau, du bleibst mir zu Hause.‘ In der Angst hatte der Zöbeli das Raffeln der Ketten noch immer in den Ohren, vor seinen Augen gaukelten die seltsamen Lichtlein auf und nieder. In diesem Augenblick trat der Chlefel in die Stube, der Knecht, ein baumlanger, stämmiger Bursche mit festen Armen und blonden Kraushaaren. Er ließ sich erzählen, was geschehen war, und als er sah, in welcher Verfassung sich sein Meister befand, trat er zwischen die beiden und brachte einen pffiffigen Plan vor, der Mann und Frau dienen konnte. ‚Wißt Ihr was,‘ sagte er munter, ‚wenn's heute nachtet, führe ich unsern störrischen Ziegenbock, der sich nicht bändigen läßt, ins Scheuerlein, dann wollen wir sehen, wie ihm das verhexte Quartier bekommt.‘ Das war keine üble Idee. Der alte Zöbeli lachte, und die Bäuerin ermunterte den Knecht, seinen Gedanken auszuführen.“

Das Männlein lauschte der Schilderung des Bauern mit gespannter Aufmerksamkeit. Es setzte sich auf den Dangelstoc und legte sein Felleisen daneben. „Und dann, wie ist es der Ziege ergangen?“

„Wie der Chlefel am andern Morgen in die Hütte kam, fand er den Ziegenbock die längste Zeit nicht. Er hatte ihn doch im Stall an einen Strick gebunden und einen guten Knopf gemacht. Er hatte ihm auch ein tüchtiges Büschel Heu hingelegt. Das Futter lag noch da. Das Tier mußte es kaum berührt haben, und man konnte ihm sonst kaum genug herbeitragen. Wo war es nur? Der Chlefel rief ihm, einmal, zweimal, er lockte es auf alle Weise herbei. Aber es ließ sich nicht blicken. Es rührte sich nichts. Da machte der Knecht die Runde in der ganzen Scheune, ging hinunter in die Tenne, stieg die



H. Sattler: Spinnweber

Leiter hinauf auf den Heuboden und öffnete die Lüre, die in einen Gang und in die Wohnung hinüber führte. Beständig rief er den Namen des Tieres, versprach ihm Salz und alle guten Dinge. Umsonst. Ob es ausgebrochen und gar nicht mehr in der Scheune zu finden war? Aber wie hätte es sich dann flüchten können? Alle Riegel waren ja gestoßen und alle Schlösser in Ordnung. Der Chlesel stand vor einem Kästel. Schließlich gab er's auf, länger zu suchen. Schon wollte er unverrichteter Dinge den Heimweg antreten, da schaute er sich noch einmal in der Küche um. Halt, was gewahrte er? Der gesuchte Ziegenbock lag in einer dunkeln Ecke und schien ihn gar nicht zu kennen. Was für Sprünge hatte er sonst gemacht, wenn er den Knecht sah, was für Lumpereien hatte er im Kopf, und wie folgte er ihm auf Schritt und Tritt!

„Komm Sepp!“ hatte er ihm ein ums andere Mal gerufen. Aber er lag wie leblos da und hätte sich gerne in einen dunkleren Winkel verkrochen, wenn irgend eine Möglichkeit gewesen wäre. Da zog er das verschüchterte Tier gewaltsam hervor und schleppte es ins Freie. Die frische Luft und die Tageshelle schienen ihm gut zu tun. Es lebte auf, begann sich zu rühren, aber sein ganzes Wesen war noch verändert. Hatte ihm die Nacht allen Übermut genommen? Es war nicht mehr der alte Sepp. Hätte er reden können, er hätte wohl mancherlei zu erzählen gehabt. Mit Mühe und Not brachte ihn der Chlesel auf den Gubel zurück. Hier mußte sich auch Frau Zöbeli überzeugen, daß mit dem nichtsnutzigen Springinsfeld etwas vorgefallen sein mußte.

Seitdem wurde der Plan aufgegeben, mit dem Hüttlein irgend etwas anzufangen. Immer mehr setzte sich in Oberwiesen und auch in der weitem Umgebung der Glaube und die Überzeugung fest, es sei etwas nicht ganz in Ordnung. Man redete von einem Gespenst, das nirgends seine Ruhe finde. Man begann sich auch vor ihm zu fürchten und suchte Mittel und Wege, es in seine vier Wände zu bannen. Aber, wie war das zu machen? Ein zauberkundiger Kapuziner, dessen Ruf längst nach Oberwiesen gelangt war, wurde um Rat gefragt. Er meinte, es gebe nur ein Mittel, sich des Unholdes zu erwehren. Zöbeli solle das Hüttlein vernageln lassen, und jedes Brett, das dazu verwendet werde, müsse mit Weihwasser besprengt sein. So kam er denn eines Tages angepilgert und

forgte dafür, daß alles genau besorgt wurde, wie er's verlangt hatte. Einmal an einem Freitagmorgen zwischen elf und zwölf Uhr, in der besten Stunde, die für solche Hantierungen geboten ist, führte der Chlesel ein Wägelchen mit Brettern heran. Der Kapuziner sprach einen geheimnisvollen Segen, dann begann der Knecht zu hämmern. Jeder Nagel mußte in den drei höchsten Namen eingetrieben sein. Es war ein gar seltsames Werk, das da verrichtet wurde, und an niemanden, der just vorüber ging, durfte ein Wort gerichtet werden, wenn nicht der Erfolg der geheimnisvollen Handlung ernstlich in Frage gestellt werden wollte. Seitdem hat sich niemand mehr um dieses Hüttlein bekümmert. Des Nachts weicht man ihm am liebsten aus. Untertags hat es nichts weiter auf sich, denn die Gespenster scheuen die Sonne und getrauen sich erst wieder hervor, wenn Mond und Sterne aufgezogen sind.“

Der Bauer war mit seiner Geschichte zu Ende. Das Männlein hustete. „Da habt Ihr mir freilich gruselige Dinge erzählt. Aber Furchthasen seid ihr scheint's doch alle miteinander: der Zöbeli und seine Frau auf dem Gubel, der Knecht und Sepp, der Ziegenbock, und Ihr gehört wohl auch dazu, Bauer, und alle Leute von Oberwiesen?“

Das klang etwas spöttisch. Der Erzähler ärgerte sich darob und meinte herausfordernd: „So macht's dem Geißbock nach und logiert Euch einmal hier ein, und wenn's nur für eine einzige Nacht wäre.“

„Das ist es ja“, lachte das Männlein, „was ich mir überlege. Hört denn, ich habe nicht übel Lust, hier mein Quartier aufzuschlagen. Vorher aber möcht' ich noch mit dem Zöbeli reden.“

„So kommt Ihr gleich mit? Ich zeig' Euch, wo er wohnt.“

Die beiden Männer zogen dem Dörflein zu. Unaufhörlich musterte der Bauer seinen Begleiter mit seltsamen Blicken. Das war ja ein komischer Kauz, der ein so gewagtes Stücklein im Schilde führte!

Die Häuser von Oberwiesen waren bald erreicht. Sie sahen alle gar sauber aus. Habliche Leute mußten hier wohnen. Vor den Fenstern standen Blumenstöcke, die just im besten Flore prangten. Auch die Gärten waren in guter Ordnung. Die Gemüsebeete nahmen freilich mehr Raum ein als die farbigen Rechtecke, Ovale und Kreise, die das Reich der Levkoien, Reseden und Asters bildeten. Ein niederer

Kranz von Buchs trennte sie von den wohlgepflegten Wegen. Auf ihre Miststöcke schienen die Oberwieser jedoch weit höhere Stücke zu halten. Wie ein wertvolles Besitztum thronten sie vor den Ställen und waren gar kunstvoll aufgebaut. Gabel um Gabel war sorgfältig hingelegt worden, und Stolz und ein eifriger Wettstreit der Bauern sprach aus ihnen.

Chueri ließ seine schlauen Kugeln ringsum wandern. „Die Oberwieser wissen, was sich gehört,“ wandte er sich seinem Begleiter zu. Dieser strich das Lob der Gemeinde mit Freuden ein, denn er fühlte sich als Vertreter des Rates berechtigt, ein gut Teil dieses Komplimentes für sich in Anspruch zu nehmen.

Unverhofft stand der Bauer still und verabschiedete sich von seinem aufmerksamem und dankbaren Genossen. „Da wär' ich daheim,“ sagte er und ließ gar deutlich durchschimmern, daß der Besitz des „Hübli“ ihn mit Genugtuung erfüllte. Ein großer Bernhardiner sprang an ihm empor und umschnupperte den Fremdling in aufgeregter Hast. Das Männlein schien ihm nicht zu gefallen. Er murrte und knurrte, sein Meister hatte zu wehren genug, daß der Wächter von Haus und Hof nicht nach dem wunderlichen Alten schnappte.

„Prinz, was fällt dir auch ein,“ schalt der Bauer und nahm ihn an die Kette. Der Hund kam nicht zur Ruhe, bis sich die Tritte Chueris verflüchtigt hatten.

Nun stapfte er dem Gubel zu. Im Stall

hörte er ein Liedchen pfeifen. Die Türe öffnete sich, und vor die Schwelle trat ein stämmiger Bursche mit einem blonden Krauskopf. Er trug eine leichte Kapuze. In der Rechten schwang er einen vollen Kessel, hob ihn empor und leerte die schäumende Milch in die kupferne Lauge, die auf einem Bänklein stand.

„Aha, das ist gewiß der Chlesel,“ dachte das Männchen und trat näher. Da die Türe etwas offen geblieben war, warf Chueri einen Blick nach den stampfenden und pustenden Kühen.

„Glück in den Gaden!“ sagte er zum Gruß und erkundigte sich nach dem Bauer.

Der Knecht maß ihn mit mißtrauischen Blicken, zog ihn zurück, und den schäbigen Reisefack des Bagabunden musternd, bemerkte er kurz: „Wir halten hier keine Übernächter, in ganz Oberwiesen nicht, seit einer vor ein paar Jahren mit seiner Pfeife die Scheune im „roten Holz“ in Brand gesteckt hat.“

Rindlisbacher fuhr den Knecht etwas unfreundlich an: „Wer sagt Euch, daß ich hier ins Heu kriechen will? Wo ist der Meister? Ich muß mit ihm reden.“

„Er ist noch nicht zurück.“

„Und die Frau?“

„Die wird in der Küche sein.“

Das Männlein ging über die Treppe im Freien und klopfte im Gang an die erste beste Türe. Ein feiner Geruch von gebratenen Kartoffeln umschmeichelte seine Nase.

(Fortsetzung folgt.)

Baum im Feld.

In die Höhe, in die Weite
Streben seine Äste kühn.
Gute Früchte, schlechte Früchte
Schweben wie bemalte Bälle
Durch das helle Blättergrün.

Abends, wenn die Glocken summen,
Wolken Bienenschwärme her,
Und, der Heimat sanft gedenkend,
Staunt ein braungefengter Wanderer
In das hohe Ährenmeer.

Schön dünkt ihn der holde Friede:
Hier begehrt er still die Nacht,
Träumend, daß die ferne Mutter
Ihre müden Sorgenhände
Ueber seinem Schlafe dacht.

Carl Seelig.

In Hochtälern Graubündens.

Von Dr. Fritz C. Moser.

Die Einwanderung der deutschsprechenden Walser im 13. und 14. Jahrhundert in Graubünden hat manches schwer zugängliche Hochtal dieses weiträumigen Gebietes der Alpwirtschaft

erschlossen. Das ganze Jahr durch bewohnte, kleine Siedlungen wurden in den höchstgelegenen Talstufen erbaut, und im Schutze des Waldes pflanzten die Walser Brotgetreide, Flachs und